

(Nachdruck verboten.)

371

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Ein sechzehnjähriges Mädchen, das mit Schritten, fast wie ein kleiner Mann, daherging, kreuzte die Straße. Sie hielt die linke Hand in der Tasche ihres roten Kaschmirkleides verborgen, um die Schultern trug sie einen perlbenähten Umhang, und ihr herabhängender Zopf war mit einem roten Bande zusammengebunden. Diese Weiber gingen vor ihr her, deren feucht-schwimmende Augen die vorübergehenden Männer begehrlieh und auffordernd ansahen. Der dicke Loaser, der Wirtshausler, ein Mann von fünfzig Jahren mit Hafennase und blantgewichstem Schnurrbart, stand vor der Thür des Restaurants und musterte die vorübergehenden Frauen. Zwei junge Männer schwankten halb betrunken auf dem Pflaster vor Esther einher. Die Thüren der public houses standen sämtlich offen, und man sah die Männer und Frauen mit roten, aufgedunsenen Gesichtern darin umherstehen und sitzen. Und diese ganze bunte Menge bewegte sich langsam, faul und indolent vorwärts. Der einzige eilige Passant in dieser Gegend war der glattrasierte Schauspieler, der nach seinem Theater hineilte. Dies war das wahre London des Themse-Ufers. Das London der Theater, der Music Halls, der Destillationen und der Wirtshäuser.

Die blasse Abendluft schwebte geheimnisvoll über diesem ganzen Leben und Treiben, und die Menschen bewegten sich darin herum wie träge Fliegen oder wie Leute, die nichts zu thun haben, als hier in den Straßen planlos umherzuwandern. Von Zeit zu Zeit erschienen handfeste Schugleute auf der Bildfläche, welche ganze Gruppen zerlumpter Jungen und niedlicher Mädchen in grobem Tone zum Weitergehen aufforderten. Nach dem gegenseitigen Austausch einiger Grobheiten verschwanden diese dann in den benachbarten Straßen.

Plötzlich sah Esther ein bekanntes Gesicht, welches auf sie zukam. Es war Margarete Gale.

Sie blieb stehen.

„Wie? Du, Margarete?“

„Ja, ich bin's! Aber was thust Du denn hier? Hast Du's satt, in Stellung zu sein? Komm, wir wollen was trinken gehen.“

„Nein, nein, Margarete! Ich freue mich nur, daß ich Dich gesehen habe, aber ich muß mich eilen, daß ich meinen Zug nicht versäume.“

„Ach nein, das geht nicht,“ sagte Margarete und hielt sie am Arm fest, „wir müssen ein Glas miteinander trinken.“

Esther fühlte wohl, daß, wenn sie jetzt nicht bald etwas zu sich nähme, sie sicher in Ohnmacht fallen würde. Sie folgte Margarete daher in ein nahe Wirtshaus, in welchem diese, vertraut mit den Räumlichkeiten, ein ruhiges Eckchen aufsuchte. Als beide dort eingetreten waren, erschraf sie über die Blässe auf Esthers Antlitze.

„Was fehlt Dir?“ fragte sie.

„D nichts, ich bin nur ein bißchen matt; ich habe den ganzen Tag über nichts gegessen.“

„Schnell, schnell,“ rief Margarete dem Kellner zu, „Branntwein und Wasser“ — und einen Augenblick später hielt sie das Glas ihrer Freundin an die Lippen.

„Den ganzen Tag über nichts gegessen? Dann wollen wir jetzt etwas zusammen nehmen. Ich bin auch ein bißchen hungrig“ — und wieder rief sie dem Kellner zu:

„Zwei Würste, Brot und Butter.“

Während die Mädchen aßen und tranken, plauderten sie miteinander.

Margarete erzählte Esther von ihrem Unglück. Die Familie Barfield war ruiniert. Sie hatten Unglück beim Rennen gehabt und hatten alle ihre Dienstmoten entlassen müssen. Dann war Margarete nach London gekommen. Sie war hier schon in mehreren Stellungen gewesen. In einer hatte der Herr ihr nachgestellt, und seine Frau hatte sie Hals über Kopf hinausgeworfen. Was sollte sie nun thun?

Darauf erzählte ihr Esther, wie sie in jenem Hause durch den Sohn ihre Stelle verloren hatte.

„Ja, es ist ein reines Pech!“ sagte Margarete — „je

besser man sich benimmt, um so schlechter wird man behandelt, und ein Mädchen, das immer in Stellung bleibt, hat schließlich, wenn sie alt wird, nicht so viel in der Tasche, um sich Sonntags ein Mittagessen gönnen zu dürfen.“

Sie gingen wieder aus dem Wirtshaus auf die Straße hinaus. Margarete begleitete Esther noch bis nach Wellington Street.

„Weiter kann ich nicht mit Dir gehen, ich wohne ganz auf der andern Seite, in Stamford Street. Wenn Du's aber mal satt hast, in Stellung zu gehen, so komm doch zu mir. Es giebt dort ganz anständige möblierte Zimmer.“

Das gute Wetter war vorüber, und schlechtes war eingetreten. Unter einem triefenden Regenschirm wanderte Esther jetzt von einer Straße Londons zur andern. Ihre feuchten Röcke klebten an den Füßen, und ihre Stiefel waren schwer von Nässe und Straßenschmutz. Der Wechsel im Wetter schien ihr unheilvoll zu werden. Denn um eine gute Stellung zu bekommen, hängt so viel von der äußeren Erscheinung eines Mädchens ab und von ihrem freundlichen Wesen — und es ist schwer, sauber und freundlich auszusehen nach einem vielleicht anderthalbstündigen Spaziergang in Regen und Schmutz.

Eine Dame sagte Esther, daß sie großen Dienstmädchen den Vorzug gäbe; eine andre erklärte, niemals hübsche Dienstmädchen ins Haus zu nehmen; und eine andre Stelle, die gut gewesen wäre, verlor sie durch die unbedachte Antwort, daß sie zu einer Sekte gehöre. Diese Dame wollte von Sekten nichts wissen.

Dann kamen die Enttäuschungen, die die Briefe in ihr hervorriefen, welche sie von Leuten bekam, die sie wahrscheinlich engagiert haben würden, die aber, als sie hinfam, ihr sagten, es thäte ihnen leid, aber sie hätten schon eine andre engagiert.

Eine weitere Woche verging, und Esther begann ihre Kleider ins Pfandhaus zu tragen, um nur genug Geld in der Tasche zu haben für ihre Fahrten durch London und die Briefmarken, die sie im Bureau zurücklassen mußte. Sie blickte nun schon gänzlich hoffnungslos in die Zukunft und konnte nachts keinen Schlaf mehr finden, von dem bedrückenden Gedanken gequält, daß der Kleine und sie ins Armenhaus gehen müßten.

Viel länger konnten sie bei Mrs. Lewis nicht bleiben.

Mrs. Lewis war sehr gut zu ihnen gewesen, aber Esther schuldete ihr schon seit mehr als zwei Wochen die Bezahlung. Was sollte sie thun?

Wohl hatte sie schon von Wohlthätigkeitsanstalten gehört, aber sie war ein unwissendes Mädchen und hatte keine Ahnung, wie sie es anfangen sollte, dort Hilfe zu erlangen.

O, ein wenig, nur ein ganz klein wenig Geld!

Der Gedanke machte sie fast wild.

Nur genug, um leben zu können, bis die Leute in die Stadt zurückkehrten!

Eines Tages kam Mrs. Lewis, die täglich die Zeitung für sie las, zu ihr und zeigte ihr eine Annonce, welche ihrer Meinung nach vielversprechend aussah.

Esther zählte die wenigen Kupfermünzen durch, die ihr aus dem Erlös ihres letzten Kleides noch geblieben waren.

„Ach,“ sagte sie, „ich fürchte, es wird auch nicht mehr sein als die andern, ich habe eben kein Glück mehr.“

„So dürfen Sie nicht sprechen,“ sagte Mrs. Lewis, „nur nicht den Mut verlieren; ich stehe Ihnen bei, solange ich irgend kann!“

Die beiden Frauen fielen einander in die Arme und meinten sich tüchtig aus, und dann gab Mrs. Lewis Esther den Rat, die Stelle anzunehmen, auch wenn sie nicht mehr als sechzehn Pfund einbrächte.

„Mit immerwährendem Sparen kann man doch auskommen,“ sagte sie, „und wenn Sie ein paar abgelegte Kleider kriegen und zehn Schilling zu Weihnachten, sehe ich gar nicht ein, warum es nicht gehen sollte. Ehe Sie nicht eine Stelle als Köchin kriegen, will ich nicht mehr als fünf Schilling für den Kleinen haben. So, und hier ist die Adresse: Miß Rice, Abondale Road, West Kensington.“

XXII.

Abondale Road war eine etwas versteckte und noch ziemlich unbekannte Straße der Vorstadt, unbekannt, weil sie eben erst entstanden war. Die Bretter von den Gerüsten, welche

Den Neubau der Häuser umgeben hatten, bedeckten noch jetzt ein freies, anstößendes Feld, ein Beweis, daß die Bauten eben erst beendet worden waren.

Esther blickte mit scharfen Augen um sich, aber nirgends in dieser Gegend sah sie ein Haus, das ihr achtzehn Pfund pro Jahr zu versprechen schien. Der Salon jedes einzelnen Hauses hatte nur ein Fenster Front, und als sie dieses sah und die schlichten Vorhänge dahinter, sagte sie sich:

„Aha, heute ein warmer Braten, morgen wird der gleiche aufgewärmt.“

Sie sah auch die spärlichen, kleinen, grünen Sträucher vor den Häusern, und als sie die Augen erhob, das winzige Giebelfenster des schrankähnlichen Zimmers, in welchem das „Mädchen für alles“ in solchen Häusern zu schlafen pflegt.

Noch ein paar Schritte, und sie war am Echause angelangt. Es war Nr. 41. Der enge Korridor und die winzige Treppe bestätigten den ersten Eindruck, den Esther von der ganzen Straße bekommen hatte. Eine ältliche Frau mit eisgrauem Haar wartete im Korridor, und Esther fühlte, daß die Stelle für jene passender sein dürfte, als für sie. Die alte Frau sah Esther mit besorgten Blicken an. Sie fragte Esther, ob sie auch wegen der Stelle gekommen sei; als Esther dies bejahte, verzogen sich die Büge der Frau schmerzlich, und sie antwortete:

„Ah, Sie werden die Stelle bekommen, ich bin schon zu alt; ich kriege jetzt nur noch Aufwartestellen. Wieviel wollen Sie hier verlangen?“

„Ich kann nicht weniger als sechzehn Pfund nehmen.“

„Sechzehn Pfund! Ja! So viel bekam ich auch früher; jetzt wäre ich froh, wenn man mir nur zwölf gäbe. Wenn man erst vierzig Jahre alt geworden ist und seine Zähne verloren hat, darf man nicht mehr an sechzehn Pfund denken. Jeder Zahn aus dem Munde bedeutet ein Pfund weniger pro Jahr.“

Eine Thür öffnete sich, und eine Frauenstimme rief der alten Frau zu, hereinzukommen.

Kaum eine Minute verging, da kam die kleine alte Frau wieder heraus. Ihre Augen standen voll Thränen, und als sie an Esther vorüberging, flüsterte sie leise: „s ist nichts, ich hab' es Ihnen ja gesagt, ich bin jetzt schon zu alt; ich kann nur noch Aufwartestellen kriegen.“

Die Kürze der Unterredung ließ Esther auf eine hart-herzige Herrin schließen, aber als sie hineingerufen wurde, war sie angenehm überrascht, sich einer schlanken, hageren Dame von etwa siebenunddreißig Jahren gegenüber zu sehen, deren kleine graue Augen sie unendlich freundlich und gütig anblickten. Das Zimmer war das richtige Arbeitszimmer einer Dame. Auf einem großen, mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtisch stand eine Vase voller Chrysanthemum; das weitere Mobiliar des Zimmers bestand aus einem Büchererschrank, einem Tisch, Sesseln und Stühlen; eine hübsche Tapete bedeckte die Wände, auf welchen ein paar schöne Kupferstiche hingen. In der Thüröffnung, die zum nächsten Zimmer führte, hing nur ein Vorhang aus Perlschnüren. Das ganze Ansehen des Zimmers bekundete, daß die Bewohnerin eine unverheiratete Dame und eine Schriftstellerin sei. Das Manuskript der Dichterin, in einer wunderschönen Hand geschrieben, lag auf dem Tische und sah aus, als wartete es nur auf den Moment, wo die Schriftstellerin die Unterredung mit den Diensthöten beenden und sich wieder daran setzen würde.

„Ich habe Ihre Annonce in der Zeitung gefunden, Miß, ich komme wegen der Stelle.“

„Sie sind schon oft in Stellung gewesen?“

„O ja, Fräulein, ich habe schon mehrfach in vornehmen Häusern gedient und habe lauter ausgezeichnete Zeugnisse.“

Esther zählte ihre verschiedenen Stellen auf, und Miß Rice setzte ihren Kneifer auf, und ihre grauen Augen lächelten freundlich, während sie das hübsche Mädchen vor sich betrachtete.

„Ich bin ganz allein,“ sagte sie, „die Stelle ist eine leichte, und wenn Sie mit dem Lohn zufrieden sind, den ich gebe, so glaube ich, daß Sie mir passen werden. Mein Mädchen, welches mehrere Jahre bei mir war, verläßt mich, weil es heiratet.“

„Wieviel Lohn geben Sie, Fräulein?“

„Vierzehn Pfund pro Jahr.“

„O, Fräulein, dann kann ich die Stelle nicht annehmen; ich brauche so viel Geld, daß ich mit vierzehn Pfund unmöglich auskommen könnte. Es thut mir sehr leid, denn ich habe das Gefühl, als wäre ich gerne zu Ihnen gekommen.“

Nein, sie konnte in der That die Stelle nicht annehmen; denn selbst wenn Miß Rice ihr gelegentlich ein abgelegtes Kleid schenkte (was ja noch keineswegs sicher war), wie konnte sie nur daran zu denken wagen, daß sie mit vierzehn Pfund

durchkommen könnte! Sie fühlte, wie ihr Mut und ihre Kraft ihr unter diesem neuen Schicksalschlag zu versagen drohten, und mit Mühe nur hielt sie die Thränen zurück.

„Ich glaube, wir würden gut miteinander fertig werden,“ sagte Miß Rice nachdenklich; „wenn ich mehr Geld dafür anwenden könnte, möchte ich Sie gern engagieren; wieviel wollen Sie denn haben?“

„Ich bin in einer solchen Lage, Fräulein, daß ich unmöglich weniger als sechzehn nehmen kann. Ich habe früher achtzehn gehabt.“

„Sechzehn Pfund! Das ist mehr, als ich geben kann; aber ich will doch darüber nachdenken; lassen Sie mir nur Ihre Adresse hier!“

„Esther Waters, 13 Poplar Road, Dulwich.“

Esther wandte sich zum Gehen. Aber sie fühlte trotzdem den gütigen Blick, der auf ihr ruhte und förmlich in ihrer Seele lesen zu wollen schien.

Miß Rice sagte:

„Es kommt mir vor, als hätten Sie etwas Schweres auf dem Herzen! Setzen Sie sich mal hierher und erzählen Sie es mir.“

„Ach nein, Fräulein! Was würde das auch nützen?“ sagte Esther. Aber Miß Rice blickte sie so freundlich an, daß Esther sich nicht länger zu beherrschen vermochte.

Zwei Thränen quollen unter ihren Wimpern hervor und rollten über ihre Wangen herab.

„Was hilft das alles!“ sagte sie traurig. „Es bleibt mir doch nichts andres übrig, als ins Armenhaus zu gehen.“

„Ins Armenhaus? Aber warum denn? Sie sollen bei mir vierzehn Pfund pro Jahr bekommen und alles frei!“

„Ach ja, Fräulein! Ich weiß wohl. Aber ich habe ein Baby! Und ich bin mit meinem Kinde schon einmal im Armenhaus gewesen! Ich hatte eine Stelle als Amme angenommen; aber da lief ich fort, weil die Frau, die mein Kind in Pflege hatte, es umbringen wollte. Wenn ich ihr fünf Pfund bezahlt hätte, hätte sie es gethan. Das ist der Preis dafür. Aber — ach nein, Fräulein, eine Geschichte wie die meine kann man nicht einer vornehmen Dame erzählen.“

„O, ich glaube doch! Ich bin alt genug und durchaus nicht zu vornehm, um Ihre Geschichte anzuhören. Nun setzen Sie sich mal hierher und erzählen Sie mir alles!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Vor etwa fünf Jahren war auch über Berlin der große Perosi-Rummel gekommen. Es handelt sich um den italienischen Kirchenkomponisten Lorenzo Perosi, geboren 1872, erst Musikdirektor in Venedig, dann Chorleiter der berühmten firzianischen Kapelle des Papstes. Eigentlich „entdeckt“ wurde er 1897 zu Mailand bei der Aufführung seiner Oratorium-Trilogie, deren erster Teil „Das Leiden Christi“, deren zweiter Teil „Die Verkündigung Christi“, deren dritter Teil „Die Auferstehung des Lazarus“ enthält. Dazu kamen verschiedene andre kirchliche Werke des Komponisten. Man will aus ihm anscheinend einen Richard Wagner der Kirche machen. Dies ist um so weniger nötig, als man Rom schon seit jeher als eine Art Vatereuth der Kirche bezeichnen kann, da die katholische Messe thatsächlich dem Ideal eines Gesamtkunstwerkes in ihrem Sinne nahe kommt. Nun ist nicht bald eine Erscheinung künstlicher „gemacht“, als die dieses Perosi. Man versteht dies einigermaßen, wenn man beachtet, wie in der Welt der römischen Kirche eine Neigung besteht, aus dem Belanglosesten, wenn es nur einmal zur Kirche gehört, etwas Großartiges und womöglich Heiliges zu machen. So geschieht es also auch mit dem herzlich oder schrecklich unbedeutenden Perosi. So macht es aber auch Perosi selber mit der Komponierung seiner Texte. Die einfachsten Berichte werden mit einer weiß Gott wie melodischen Wucht vorgetragen. Damals hörten wir den ersten Teil jener Trilogie; den dritten Teil, der übrigens schon damals gekommen war, hörten wir jetzt am Charfreitag. Wenn ich meine Notizen zum Textbuch des ersten Teiles von damals wieder vornehme, so sehe ich, daß ihre Wiederholung auch als Kritik des Zeitigen dienen könnte. Rechnet man einige harmonische Mannigfaltigkeiten, wie sie eben der Kirchenmusik gegenüber der weltlichen Musik eigen sind, und ein paar dürftige Steigerungen ab, so bleibt so gut wie nichts als Langlewille übrig.

Es war aber trotzdem ein Verdienst vom Theater des Westens, daß es uns diese Komposition vorführte, von der wir stark vermuten dürfen, daß sie sogar in ihrer eigentümlichen Sphäre, auf römischem Kirchenboden, als Kunstwerk langweilen würde. Die Mitwirkenden, unter Führung Hans Pfitzners, gaben sich Mühe, leisteten aber recht Verschiedentliches. Weit aus an erster Stelle stand der Bariton Dr. Rudolf Brühl, der als Gast vom Stadttheater in Frankfurt a. M. gekommen war. Denselben Gast hörten wir zwei Tage früher an derselben Stelle als „Kühleborn“

in Lorchings „Andine“. Meistens geschieht es, daß ein auf der Bühne gut wirkender Sänger einige dort unbemerkte Mängel der Stimmbildung im Konzertsingefange nicht mehr gut verhehlen kann. Bei Dr. Pröll ist es eher umgekehrt; ein Zeichen seiner vorzüglichen, sicheren und reichlichen gesangstechnischen Schulung. Erwähnen wir, daß seine Töne in der Tiefe nicht an seine hohen Töne mit ihrem strahlenden Glanze heranziehen, ferner daß die Vokalisierung bei helleren Vokalen manchmal nicht so trefflich ist, wie bei den dunkleren, und endlich, daß der Sänger eine Neigung zum Dehnen besitzt, so haben wir uns das Minimum weggeschriebeu, das hier etwa noch der Kritik einen Spielraum geben kann. Im übrigen muß man schlechtweg sagen, daß dieser Sänger einer unsrer allerersten und aller-echtesten Künstler ist. Draußen in der Welt, d. h. dort, wo Berlin nicht mehr überall hinreicht, ist Dr. Pröll längst weit berühmt, namentlich als Hans Sachs und in andren Wagner-Partien. In der andersartigen Rolle des Kühlebörn konnte man doch bereits nach wenigen Augenblicken merken, daß man es hier mit einem spezifischen Wagnerjänger zu thun hat: schon die lebendige Ausgestaltung der einzelnen Tonsolgen, und vor allem die warme Vornehmheit seines Sings und Spielens, die alles Neckerliche und Gröbliche vermeidet, beweisen es. Mit diesen Eigenschaften ausgestattet, würde er für Berlin eine so günstige Erwerbung sein, daß man ihm seiner Kunst halber fast wünschen möchte, nicht ein Berliner zu werden. Daß unser Publikum mit ihm nicht mehr als mit so und so vielen andren machte, ist für uns nur eine Fortsetzung der Erkenntnis vom Schicksal bedeutender Erscheinungen in Berlin.

Während wir es hier mit einem zum erstenmal gehörten Gaste zu thun hatten, ist der Tenorist Nikolaus Rothmühl ein im Theater des Westens längst bekannter Gast. Mit ihm wurde eine Neueinstudierung eines Werkes gemacht, das die größte politische Rolle gespielt hat, die wohl jemals einem Musikwert beschieden war: „Die Stumme von Portici“ des französischen Opernkomponisten Aubert. Es ist kaum glaublich, was man damals, ums Jahr 1830, mit diesem politischen und musikalischen Revolutionswerk alles angefangen hat. Geblichen ist für heute der eminent dramatische Zug des Ganzen, zu dem freilich die eigentümliche Rolle einer Stummen gehört — einer Stummen allerdings nur vokals, nicht instrumental, da das Orchester die Mimit dieser Figur reich und anschaulich illustriert. In der Darstellung dieser Rolle hat Frau Pfaffen-Grebenberg sehr Interessantes geleistet, wenn man sich auch die Sache mehr intim durchgeführt denken möchte. Im übrigen haben wir an jenen drei Abenden, wie schon angedeutet, namentlich von den Sängern recht verschiedenartige Eindrücke bekommen. Einige von ihnen könnten ohne weiteres weggelassen; so jener Tenor, der im „Lazarus“ und in der „Stummen“ sang, und die Koloratur-sopranoistin, die in beiden Opern aufgetreten war. Von den übrigen sind manche bereits gut bekannt und bedürfen keiner nochmaligen Nennung; doch seien der Bass Lorenz Corvinus und die Darstellerin der Andine, Jenny Fischer, mit besonderer Nennung genannt. Während man sonst meistens die tiefen Männerstimmen in der Aussprache besser versteht als die hohen Frauenstimmen, war Fräulein Fischer diesmal besser zu verstehen als der Bass Corvinus; doch seien der Bass Lorenz Corvinus und die Darstellerin der Andine, Jenny Fischer, mit besonderer Nennung genannt. Während man sonst meistens die tiefen Männerstimmen in der Aussprache besser versteht als die hohen Frauenstimmen, war Fräulein Fischer diesmal besser zu verstehen als der Bass Corvinus; doch seien der Bass Lorenz Corvinus und die Darstellerin der Andine, Jenny Fischer, mit besonderer Nennung genannt. Während man sonst meistens die tiefen Männerstimmen in der Aussprache besser versteht als die hohen Frauenstimmen, war Fräulein Fischer diesmal besser zu verstehen als der Bass Corvinus; doch seien der Bass Lorenz Corvinus und die Darstellerin der Andine, Jenny Fischer, mit besonderer Nennung genannt.

Die Dirigierung Pfihners ist für das Theater des Westens ein um so größerer Segen, als da anscheinend etwas nachlässig studiert wird. Insbesondere der Chor würde ein schärferes Einpausen verdienen.

Wahrhaft prächtige Chorleistungen hörten wir am Ostermontag in dem Konzert des Kopenhagener Madrigal-Chores. Es handelt sich hier zunächst um einen der vielen sogenannten Cäcilienvereine für Laiische Kirchenmusik, wie sie seit längerem besonders in Rom, London und Regensburg bestehen. In Kopenhagen wurde ein solcher anno 1851 von dem dänischen Komponisten Henrik Rung gegründet. Aus ihm hat sich unter dem Sohne Frederik Rung eine Art Sonderchor gebildet, der insbesondere den italienischen und altdeutschen a-capella-Gesang pflegen will und dazu begeistlicherweise mancherlei dänische Lieder hinzufügt. Die Hauptsache sind für ihn allerdings die kirchlichen und weltlichen Kunstgesänge aus dem 16. und 17. Jahrhundert: also von Palestrina, von dessen Nachfolger Anerio, von Gajstoli, von Leoni, und von vielen andren Italienern, zu denen dann die etwas mehr hiederen Deutschen, wie Hasler, kommen. Von all diesen kann unsre Musikforschung noch viel zu thun finden. Was liegt da nicht alles in den Bibliotheken an Ungedrucktem! Ueber die jetzt geschriebenen Fortschritte in der Frage nach den Beständen der Musikliteratur finden wir heute nicht mehr den Raum, uns so auszupprechen, wie es gebühren würde. Und unsre Erwartung, das neulich erwähnte

Grammophon-Archiv-Konzert zu hören, ging leider in die Brüche, da die Veranstalter den Bezug der Billette in einer geradezu unverantwortlichen Weise erschwert hatten. Dagegen können wir noch einmal auf jenen Madrigal-Chor zurückkommen und seine Leistungen geradezu als musterhaft hinstellen. Von der hiesigen Madrigal-Vereinigung Mengeweins unterscheidet er sich dadurch, daß er eben ein Chor (von 48 Herren und Damen) ist, während jener nur aus weniger als einem Duzend Solisten besteht. Diese 48 Leute stimmlich und im Vortrage so gut geschult zu haben, daß man wirklich von Vollendetheit sprechen kann, scheint noch ein eignes Verdienst des Dirigenten zu sein. — sz.

Kleines feuilleton.

sm. Preßsünden und Preßfreiheit. Herr Ruchstrat, der immer noch oldenburgischer Minister ist, hat das Kühnchen, das er sich in den Prozessen gegen den Redakteur Biermann und durch sein Verhalten gegenüber der, bittflehend zu ihm gekommenen Frau dieses Mannes gepflückt hatte, seiner Zeit noch durch den klassischen Ausspruch gemehrt, er „kenne keine Preßvergehen“ und nach seiner Meinung müßten Verleumdungen durch die Presse härter bestraft werden als andre Verleumdungen. Zu seinem großen Glück scheinen auch die Richter in Oldenburg dieser Ansicht zu sein, denn sonst wäre der Minister wohl nicht mit ganzen hundert Mark Geldstrafe davon gekommen, nachdem er der Frau Biermann zugerufen hatte, ihr Mann sei ein Lump und müsse mindestens ein Jahr Gefängnis haben. Man sollte aber annehmen, einem obersten Hüter der Gerechtigkeitsspflege sogar in Oldenburg wäre nicht unbekannt geblieben, daß nicht nur die Strafrechtbücher aller civilisirten Länder den Begriff des Preßvergehens aufgenommen haben, sondern daß dieser Begriff auch eine lange und höchst interessante geschichtliche Entwicklung besitzt. Sie beginnt mindestens mit dem Augenblick der Erfindung der Buchdruckerkunst und zielt, wenn nicht alle Zeichen täuschen, auf einen Zustand ab, der den Worten des oldenburgischen Ministers entspricht, — wenn man sie nämlich etwas anders auslegt als er es möchte!

Als in den Zeiten der Renaissance überall in den Ländern des westlichen Europas die kleinen Druckerpressen aufgestellt wurden, Armbrüste, mit denen die Gelehrten und Politiker ihre weithin treffenden Pfeile abschossen, da wappneten sich alle Fürsten mit Gesetzen gegen die schwarze Kunst. Unter der Regierung der französischen Könige Franz I. und Heinrich II. wurde — zur Freude gewiß aller damaligen Ruchstrats — jeder mit dem Tode bestraft, der eine Druckchrift ohne Genehmigung der Sorbonne, der Pariser Universität, verbreitete. Genfer Kolporteurs, die calvinistische Gebetsbücher im Lande feilboten, hing man an den Galgen, und das schreckliche Ende des unvorsichtigen Poeten Durant (1618) zeigt, wie man damals „Preßvergehen“ ahndete. Noch im Jahre 1694, unter Ludwig XIV., wurden die beiden Pariser Buchdrucker Rambaud und Larcher zum Tode am Galgen geführt, weil sie eine kleine Flugchrift („Der Schatten Scarons“) veröffentlicht und den König dadurch angeblich beleidigt hatten. Und wie in Frankreich, so war's in allen andren Ländern, ist's heute noch — in der Türkei. Aber eines müssen sich die Ruchstrate merken: der Galgen hat weder dem Vordringen der Reformation ein Ende machen können, noch hat er dem Sonnenkönig ein friedames Ende gesichert. Das Wort und der Gedanke waren allezeit stärker als die Gewaltmittel der Herrschenden.

„Ja aber,“ so wendet man ein, „es handelt sich auch gar nicht um den Kampf gegen die „Berechtigten“ Preßfreiheit, sondern nur um die Unterdrückung der Preßsünden, der Preßfreiheit; dazu haben wir's denn doch zu weit gebracht, dazu sind wir viel zu gebildet und aufgefärrt, daß wir das Princip der Preßfreiheit antasten lassen möchten. Schon der alte Fritz hat ja gesagt, man solle die Pasquille niedriger hängen — auf dem Standpfinde stehen wir natürlich auch, aber die Vertwiderung dürfen wir doch nicht überhand nehmen lassen, die Freiheit muß sich in vernünftigen Grenzen halten usw.“ Jedemal, wenn ich dergleichen philiströse Redensarten höre (und man kann sie in der Presse wie im Parlamente, in der Kaschemme wie im Litteratencafé vernehmen), dann fällt mir eine löstliche kleine Geschichte von Anatole France, dem hervorragenden französischen Publizisten ein, die er in den Tagen des ärgsten Franzosenstimmels schrieb und später mit andren zusammen auch als Broschüre herausgab. Er schildert uns darin zwei innig befreundete Männer, die politisch auf gerade entgegengesetzten Punkten standen: der eine war Drehsußst, der andre Nationalist. Eines Abends kommt der Nationalist zu seinem Freunde mit einem Zeitungsblatt in der Tasche, das einen wüsten Schmähartikel gegen diesen entfalt: da war das Rede vom „dreidigen deutschen Judenjungen“, vom „Vaterlandsverräter“ und wie sonst die Liebenswürdigkeiten hießen, mit denen die nationallistischen Zeitungsschreiber ihre Gegner zu jener Zeit zu bombardieren pflegten. Ueberzeugt von der Ungerechtigkeit und Unrichtigkeit der Anwürfe und abgestoßen durch die Roheit der Ausdrücke, rät der Nationalist selbst seinem Freunde, in diesem Falle ein Exempel zu statuieren und den Journalisten vor den Strafrichter zu ziehen. Aber der Angepöbelte lehnt diesen Vorschlag ab und motiviert sein Verhalten mit folgenden Gründen:

Eine Verleumdung kann gemein, kann aber auch edel sein, das hängt ganz von dem Wert des Verleumdigen und des Verleuidigers ab, nicht vom Gesetze. Die Freiheit ist nur dann wirksam, gut und

zutraglich, wenn sie ganz uneingeschränkt ist. Pressfreiheit muß nicht nur für die „maßvolle“ oder „gutgesinnte“ Presse bestehen, sondern für die ganze Presse, so wie sie nur einmal ist. Man ist sie der Presse schuldig, weil sie die Presse ist, weil sie die Gedanken des Volkes widerspiegelt, so wie diese Gedanken selbst sind: konfus, widerprüchsvoll, gerecht, ungerecht, klug, dumm, lächerlich, gewaltthätig, großherzig. Die Presse kann sich nicht täuschen und lügen, ohne Irrtum und Lüge selbst ans Licht zu bringen. Wenn die Presse frei ist, dann ist sie schwach im Bösen, stark im Guten. Die Drehfus-Affaire hat das bewiesen: nur der Pressfreiheit ist der Sieg der Gerechtigkeit zu danken. Als eine Handvoll Intellektueller den Fehlspruch des Kriegsgerichtes denuncierten, da wurden sie von der Regierung und der öffentlichen Meinung als Feinde des Vaterlandes bezeichnet. Man schleifte sie durch aller Gassen Schmutz — aber sie sprachen. Und ihr Wort drang durch. Der größte Teil der Presse arbeitete, manchmal mit den unsaubersten Mitteln, gegen sie; aber ihr Wort drang doch durch. Die Wahrheit hat eine Kraft der Ueberredung, die der Lüge fehlt. Die Gegner der Wahrheit dienten ihr in der Presse fast ebenso viel wie ihre Freunde. So wirkte trotz aller Schwierigkeiten, an denen es nicht fehlte, die Pressfreiheit!

In der That wird so wie in jenem Falle die Pressfreiheit auf die Länge der Zeit immer wohlthätig wirken. Ihr sicherer Nutzen wird ihren möglichen Schaden weit übertreffen. Freilich sind alle Kuhstrate der Welt weit entfernt von einer Anerkennung dieses Satzes: die socialdemokratischen Zeitungsredactoren wissen ein Lied davon zu singen. Der Scharfsinn, den man schon aufgeboten hat, um die kümmerlichen Anfänge einer Pressfreiheit bei uns abzutöten, wäre der Bewunderung wert, wenn seine Wirkungen nicht so gemeinschädlich wären. Man sagt, jedes Volk brauche, wie eine geheizte Dampfmaschine, ein Sicherheitsventil. Nun, die Feinde der Pressfreiheit suchen das beste Sicherheitsventil des modernen menschlichen Zusammenlebens emsig zu vernageln. Daher finden sie den Beifall für ihr Treiben auch nur bei den „Vernagelten“. Diese aber sind zahlreich, man behauptet sogar, sie würden nie alle! —

Meteorologisches.

hg. Alle drei Jahre findet eine allgemeine Versammlung der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft statt; die für dieses Jahr nach Berlin einberufene wurde am Donnerstag im großen Saale des Instituts für Meereskunde durch eine rein geschäftliche Sitzung eröffnet, in der die Professoren Bilfinger-Zürich, v. Konkolz-Pest, Haufen-Kopenhagen und Berner-Wien zu Ehrenmitgliedern ernannt wurden. Der darauffolgende öffentlichen Sitzung wohnte auch der frühere Leiter der Seewarte, Geh. Rat v. Reumayer, bei, den die Versammlung durch Erheben von den Sitzen begrüßte. Den ersten Vortrag hielt der Chef des Berliner meteorologischen Instituts, Geh. Rat Prof. v. Bezold. Er erwähnte, daß in den letzten drei Jahren sich die Zweifel an der Wirksamkeit des Wetterziehens noch erheblich verstärkt hätten. Seitdem ist die Erforschung des Luftmeeres durch Aufstiege von Fesselballons und Drachen, die mit meteorologischen selbstregistrierenden Instrumenten ausgerüstet sind, wesentlich gefördert worden; speciell bei Berlin sind in den letzten 18 Monaten täglich solche Aufstiege unternommen worden, so daß wir hier über eine ununterbrochene Beobachtungsreihe verfügen, wie sie sonst an keinem Ort vorhanden ist. Daneben wurden durch exakte Wolkensbeobachtungen und an vielen Orten Europas und auch Amerikas zu gleicher Zeit veranstaltete Ballonfahrten unsere Erfahrungen über die Verhältnisse der höheren Luftschichten vermehrt. Nur über dem Meere ist die Luft noch nicht untersucht worden; dies ist ebenso wichtig, wie einfach durchzuführen, und muß deshalb baldigst begonnen werden. Demnächst werden studiert werden müssen die Abhängigkeit der Temperatur auf unserer Erde vom Vorkommen von Sonnenflecken, der Zusammenhang des Erdmagnetismus mit der Luftelektricität, sowie das Vorkommen elektrischer Ströme an der Erdoberfläche.

Professor Dr. Schubert aus Oberstwalde wies durch vierjährige Untersuchungen nach, daß der Einfluß des Waldes auf das Klima durchaus nicht so groß ist, wie man wohl geglaubt hatte; die Temperaturdifferenz zwischen Waldbaum und Luft über benachbarte baumloser Ebene beträgt kaum mehr als einen Grad, auch die Luftfeuchtigkeit wird nur wenig beeinflusst, und auf größeren Lichungen, sowie in wenigen hundert Metern Entfernung vom Walde hören alle diese Einflüsse völlig auf. Eine Verbesserung des Klimas durch ausgedehntere Aufforstungen wird also kaum zu erreichen sein, nur als Mittel gegen Bodenverwehung ist der Wald zu verwenden.

Dr. Meinardus aus Berlin sprach über Wassertemperaturschwankungen an den westeuropäischen Küsten. Die Beobachtungen dieser Schwankungen, sowie die der Luftdruckdifferenzen zwischen verschiedenen Stellen des Oceans wird für die praktische Vorhersage darüber, ob größere Eismassen an den Küsten zu erwarten sind, benutzt werden können, was ja für die Schifffahrt — nicht unwichtig wäre. —

Humoristisches.

— Aus einem Anwaltskrisis. „Der bellagische Hund verfolgte die klägerische Katze bis ans Ende des Dorfes und dort zerriß er dieselbe ohne jeglichen Rechtsgrund.“ —

— Modernster Erfolg. Junger Dramatiker: „Ach, Herr Geheimrat, es liegt nur bei Ihnen, mich glücklich zu machen, ein Wort von Ihnen würde genügen, daß mein neues Drama verboten wird.“ —

— Das delphische Orakel. Die Lehrerin erzählt dem zehnjährigen Frischchen von der Pythia und dem delphischen Orakel. Am nächsten Tage soll der Kleine auffragen, was er behalten hat.

Siegesbewußt führt Frischchen in Rezeptform folgendes aus: „Man nimmt eine Pastorin, setzt sie auf einen Dreifuß, macht unten Feuer an — und dann wird ihr schlecht — und sie redet Unsinn.“ —

(„Jugend.“)

Notizen.

— Eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Wielands wird von der preussischen Akademie der Wissenschaften vorbereitet; Bernhard Seuffert (Graz) ist mit dieser Arbeit, die auch Uebersetzungen und Briefe Wielands enthalten soll, betraut. Bibliotheken, Archive usw., sowie alle Litteraturfreunde, die Wielandsche Handschriften, namentlich Briefe von ihm und an ihn besitzenden, oder ihren Fundort nachweisen können, werden um Förderung des Unternehmens gebeten. —

— In der dieser Tage in Dresden stattgehabten Generalversammlung der deutschen Goethe-Bünde wurde die Stiftung eines deutschen Volksschillerpreises beschlossen. —

— Zur Erbauung eines Volkstheaters in Paris hat der Pariser Municipalrat fünf Millionen Frank bewilligt. In diesem Theater sollen nur sociale Theatervorstellungen zur Aufführung gelangen. —

— Zwei jüdische Zeitungen in Warschau, die beide die Sache der Zionisten vertreten, sind in diesen Tagen wegen Mangels an Abonnenten eingegangen. Die eine, „Hasman“, bestand nur zwei Jahre und hatte zuletzt 39 zahlende Abonnenten; die andre, „Sameliz“, war 44 Jahre alt und mußte sich in den letzten Wochen mit ganzen 18 Abonnenten begnügen. —

— Am Sonnabend von 10 bis 4 Uhr und am Sonntag von 12 bis 6 Uhr findet im Kunstgewerbemuseum in der oberen Galerie eine Ausstellung von Taschenuhren statt. —

— Der Preis der Belgika für Polarforscher — eine goldene Medaille im Werte von 500 Francs. — soll in diesem Jahre in Brüssel zum erstenmale verliehen werden. —

— Südafrikanisches Obst auf dem amerikanischen Markt. In New York sind kürzlich in einer Woche 550 Kisten südafrikanischer Pfirsiche, Pflaumen und Aprikosen umgesetzt worden. Das Obst wird von Kapstadt aus verschifft und langt in Amerika in vorzüglichem Zustande an. —

Büchereinkauf.

— Helene Otto: „Sagen und Märchen“. Leipzig. R. G. Th. Schaeffer. Preis 2,25 M. —

— Edward Stillebauer: „Göy Kraft“. Die Geschichte einer Jugend. I. Mit tausend Raften. Roman. Berlin. Richard Bong. —

— W. Korolento: „Im Lande der Verschüden. Neue Erzählungen aus Sibirien“. Berlin. H. Jacobsthal. —

— Maria Schade: „Arbeit“. Roman. Berlin. Konfordia, Deutsche Verlagsanstalt. —

— Feliz Ego: „Faustina“. Roman. Berlin. S. Rosenbaum. Preis 2 M. —

— Käte Stauffer: „Sonnenwende“. Roman. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. Preis 3 M. —

— Helene Otto: „Rebelungen“. Zwei Bände. Leipzig. R. G. Th. Schaeffer. Preis pro Band 2,25 M. —

— G. Witkowski: „Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts“. 51. Band der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig. B. G. Teubner. Preis 1 M. —

— D. Weise: „Schrift und Buchwesen in alter und neuer Zeit“. 2. Auflage. 4. Band der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig. B. G. Teubner. Preis 1 M. —

— Ludwig Bräutigam: „Die neue Kunstkritik“. Rassel. Georg Weis. —

— Helene Otto: „Ilias“. Leipzig. R. G. Th. Schaeffer. Preis 2,25 M. —

— H. Blochmann: „Luft, Wasser, Licht und Wärme“. 2. Auflage. 5. Band der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig. B. G. Teubner. Preis 1 M. —

— „Bibliothek des Allgemeinen und Praktischen Wissens.“ 5., 6. und 7. Lieferung. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Preis der Lieferung 60 Pf. —

— G. Wedding: „Das Eisenhüttenwesen.“ 2. Auflage. 20. Band der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig. B. G. Teubner. Preis 1 M. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 10. April.